

Predigt über Johannes 14,15-27

Pfingsten, liebe Gemeinde, ist meist deutlich weniger als die beiden anderen großen Feste der Christenheit, Weihnachten und Ostern, ein geradezu ausgelassenes Freudenfest. Auch zu Weihnachten und zu Ostern kommen ja die Finsternisse in unserem Leben und im Weltgeschehen vor, von großer Furcht ist in der Weihnachtsgeschichte wie in einigen Osterberichten die Rede, doch die große Freude, die da verkündet wird, erweist sich immer wieder als ansteckend und wirksam, prägt die Lieder, die ganze Atmosphäre dieser Feste. Pfingsten ist da eher so etwas wie der Tag der Sehnsucht, des Vermissens, auch in den meisten Pfingstliedern: nicht der Fülle des Lebens, eher des Mangels und entsprechender Mangelerscheinungen. Manchmal ist Pfingsten auch schlicht der Tag einer gewissen unausgesprochenen, aber spürbaren Verlegenheit. Eine solche Verlegenheit kann uns beschleichen, wenn wir den Bericht des Lukas von jenem eindrücklichen Schawuot-, dem Wochenfest damals in Jerusalem hören: wie da der Geist Gottes nur so saust und braust und rauscht, wie da etwas verdruckste, verschüchterte Gestalten zu Feuerköpfen werden und die Feuerzungen auf ihren Köpfen auch ihre Zungen anfeuern, sie in allen Sprachen und Zungen die großen Taten Gottes verkünden, dabei selbst etwas berauscht wirken, angeheitert. Und dann zitiert Petrus auch noch den Propheten Joel, der davon spricht, dass Gott seinen Geist ausgießen werde auf alles Fleisch, Alte und Junge Visionen haben und prophetisch, mit kritischem Durchblick reden werden. Man kann bei diesem und bei anderen Berichten über die Fülle der Geistesgegenwart in den frühen Gemeinden schon etwas neidisch werden, wenn man nicht zu den glücklichen Menschen gehört, denen solche Regungen wesensfremd sind. Der Chor hat den Enthusiasmus der Pfingstgeschichte aufgegriffen mit dem seinerseits begeisterten Lobpreis: Herr, durch die ganze Welt wird deine Macht verkündet. Und doch denken wir da immer auch ein bisschen: und wir? Bei aller Liebe zu unserer in der Tat liebenswerten Gemeinde und ihren schönen Gottesdiensten – ganz so berauschend, begeistert und begeisternd geht es bei uns jedenfalls nicht immer und überall zu.

Einige Christen und Theologen haben versucht, uns aus dieser Verlegenheit herauszuhelfen, indem sie das Pfingstfest den Geburtstag der Kirche nannten. Die Kirche, soll das heißen, ist von Anfang an eine Internationale; das Feuer vom Sinai lodert nun in allen Völkern, das Getöse vom Sinai erschallt vom Zion aus in aller Welt. Doch zum einen ist es nicht gut, wenn die Kirche eines ihrer großen Feste dazu nutzt, sich selbst zu feiern; zum anderen verstärkt dieser Vorschlag jedenfalls bei mir die Verlegenheit. Ich denke an den Geburtstag einer alten Dame, hochbetagt muss man inzwischen sagen, die gewiss ihre Verdienste hat, die beim Geburtstag auch gebührend gewürdigt werden, die nun aber in die Jahre gekommen ist, nicht mehr so gut hört und sieht, geistig und körperlich nicht mehr so ganz beweglich ist, manchmal ein wenig wunderlich, auch etwas vergesslich geworden, und die in ihrem langen Leben ja nun auch nicht nur Gutes getan und bewirkt hat, sondern auch weniger gutes, auch wenn davon bei Geburtstagen wie dann irgendwann auch bei der Beerdigung nicht oder nur in Andeutungen, vornehm zurückhaltend gesprochen wird.

Nun haben wir nicht nur die Pfingstgeschichte des Lukas gehört, sondern auch eine Art Gegen-geschichte aus dem ersten Buch der Bibel: das Bild einer Menschheit, die gesellschaftlich, wirtschaftlich, kulturell und auch religiös nach oben strebt und dabei und dadurch in völlige Sprachverwirrung, in Entfremdung gerät. Der Mensch und sein Genosse verstehen einander nicht mehr, werden einander fremd, ähnlich wie das zuvor schon von Mann und Frau, vom Mann und seinem Bruder erzählt wird, ebenfalls beim Streben nach oben. Diese Geschichten kommen uns viel bekannter und vertrauter vor als die Pfingstgeschichte des Lukas, scheinen uns knapp und treffend die Welt zu charakterisieren, die wir kennen. Wir denken an das ständig propa-

gierte Streben nach mehr Wachstum, nach immer zu steigender Wettbewerbs-, also Konkurrenzfähigkeit und an all die Entfremdungen, die dieses Streben bewirkt; denken aber auch an die Bestrebungen und Taten religiöser Eiferer und ihre barbarischen Folgen; an die viel zu vielen, die meinen, Gott einen Dienst zu tun, wenn sie andere Menschen töten. Dieser Zwiespalt, dass uns die Geschichten von Sprachverwirrung und Entfremdung, von Mord und Totschlag vertrauter klingen als die Geschichte von der begeisterten Überwindung der Sprachbarrieren und aller anderen Schranken, die uns voneinander und von Gott trennen, unterstreicht unsere Verlegenheit.

Da ist es uns gut und hilfreich, dass der Predigttext, das Evangelium des heutigen Sonntags, deutlich weniger enthusiastisch klingt als unsere Epistel aus der Apostelgeschichte, nämlich etwas gedämpft – ein Text, der uns spüren lässt, dass das Licht des Evangeliums in der Finsternis leuchtet, damit aber die Finsternis noch finsterner, noch schmerzhafter macht. Es ist ein Abschnitt aus den Abschiedsreden Jesu im Johannesevangelium, und die sind eine Besonderheit dieses vierten Evangeliums: fünf lange Kapitel lang nimmt Jesus da Abschied von seinen Jüngern. Diese Reden sind nicht an die damaligen, die ersten Jünger gerichtet, die ihn schon nach wenigen Tagen wiedersahen, sondern an uns, die Hörer und Leser dieses Buchs: Trost und Weisung für Zeiten, in denen Jesus nicht da ist, sondern weg; Unterricht für die Kirche Jesu Christi darüber, wie sie Situationen ohne Jesus Christus durchstehen kann. Diese Reden hatten gewiss jeder Generation von Jesusjüngern und -jüngerinnen etwas zu sagen, sie scheinen mir aber für unsere besonders sprechend, weil für uns Jesus und das Evangelium jede Selbstverständlichkeit verloren haben:

Wenn ihr mich liebt, werdet ihr meine Gebote halten, und ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Tröster geben, dass er mit euch sei auf ewig: den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht annehmen kann, denn sie schaut ihn nicht und erkennt ihn nicht. Ihr erkennt ihn, denn er bleibt bei euch und wird in euch sein. Ich werde euch nicht als Waisen lassen, ich komme zu euch. Noch eine kleine Weile, und die Welt schaut mich nicht mehr – ihr aber schaut mich. Denn ich lebe, und ihr sollt, ihr werdet leben. An jenem Tag werdet ihr erkennen, dass ich in meinem Vater bin und ihr in mir seid und ich in euch bin. Die meine Gebote haben und sie halten, sind es, die mich lieben. Die mich lieben, werden geliebt werden von meinem Vater, und auch ich werde sie lieben und mich ihnen zeigen. Sagt zu ihm Judas, nicht der Iskariot: Herr, was ist geschehen, dass du dich uns zeigen willst und nicht der Welt? Jesus antwortete und sagte ihm: Die mich lieben, werden mein Wort halten, und mein Vater wird sie lieben, und wir werden zu ihnen kommen und eine Bleibe bei ihnen machen. Die mich nicht lieben, halten meine Worte nicht; das Wort aber, das ihr hört – es ist nicht meins, sondern dessen, der mich gesandt hat: des Vaters. Das habe ich zu euch geredet, als ich bei euch blieb. Der Tröster aber, der Heilige Geist, den der Vater senden wird in meinem Namen, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich zu euch gesprochen habe. Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch – nicht wie die Welt gebe ich euch. Euer Herz sei nicht verstört und nicht verzagt.

Hier klingt eine weitere Besonderheit des Johannesevangeliums an: in ihm heißt es oft „die Welt“, und zwar meist, wie in unserem Abschnitt, kritisch – als sei die Welt etwas Böses, etwas Bedrohliches. Gemeint ist nicht die gute Schöpfung Gottes – dafür hat Johannes, haben die biblischen Autoren ein anderes Wort. Die Kirche hat sich oft damit beholfen, dass sie einfach alles, was nicht Kirche ist, Welt genannt hat, als wäre die Kirche irgendetwas Außer- oder Überweltliches, und es gibt tatsächlich Theologen, die als Ziel des Evangeliums unsere Entweltlichung bezeichnen, was Unsinn ist. Schon das Wort weltlich ist ja ein sehr kirchliches –

und ungefähr so nichtssagend, wie wenn Militärs alle Menschen, die das nicht sind, Zivilisten nennen. Welt, griechisch *kosmos*, meint eine bestimmte Ordnung. Die Griechen meinten das positiv, dachten an Harmonie, auch an Schönheit, was im Wort Kosmetik anklingt. Johannes nicht. Er hält die jetzige Weltordnung für ungerecht, für israel-, menschen-, gott- und lebensfeindlich.

In einem der Lieder eines fahrenden Gesellen von Gustav Mahler heißt es immer wieder: Ist´s nicht eine schöne Welt?, wird´s nicht eine schöne Welt? Doch die Musik macht deutlich, dass das Sarkasmus ist: das unglückliche Ich des Liedes rechnet mit keiner schönen Welt. Erstrecht sarkastisch ist es, wenn der Schriftsteller Aldous Huxley einer Schreckensvision den Titel *Brave New World*, Schöne neue Welt gibt. So ist das auch, wenn Johannes Welt, *kosmos*, schreibt. Er denkt dabei an das römische Imperium, doch ist seine kritische Sicht der Weltordnung mit dem Untergang jenes Weltreichs nicht erledigt. Auch uns ist der Eindruck nicht fremd, dass wir in einer ungerechten, falsch eingerichteten, aber lückenlos geschlossenen Welt leben. Es mag sein, dass wir diese Sicht übertrieben finden, allzu finster und griesgrämig, weil es nun doch wirklich neben all den Schrecknissen, von denen wir täglich erfahren, allerlei Schönes und Gutes gibt. Doch es gehört zu den vielen Vorteilen der Bibel, dass in ihr Stimmen zu Wort kommen, die wir sonst oft überhören: die Stimmen der Opfer von Ungerechtigkeit und Gewalt. Und wenn Johannes Jesus in unserem Text sagen lässt, dass er seine Jünger nicht als Waisen zurücklassen wird, dass ihr Herz nicht verstört, nicht verzagt sein soll, dann klingt damit doch an, dass die Befürchtung, verwaist zu sein, nicht völlig aus der Luft gegriffen ist, dass es Gründe für Verstörung und Verzagtheit gibt.

Doch Johannes teilt die verbreitete Meinung nicht, wir könnten nichts machen. Immer wieder knüpft er einen Zusammenhang zwischen unserer Liebe zu Jesus und unserem Tun: wenn ihr mich liebt, werdet ihr meine Gebote halten. Und umgekehrt: Die meine Gebote halten, sind es, die mich lieben. Und die werden leben und was erleben, weil Jesus lebt. Er wird in anderer, in fremder Gestalt kommen, in uns und unter uns wirken. Er kündigt einen Tröster an, was noch einmal die Trostbedürftigkeit zeigt, doch das Wort kann auch mit Mutmacher, mit Fürsprecher, Beistand und Anwalt übersetzt werden. In ihm und durch ihn machen Vater und Sohn sich eine Bleibe in uns, sie bilden mit uns eine Wohngemeinschaft, die uns beeinflusst und lebendig macht. Und so stellt Johannes der damaligen *pax romana*, dem Frieden, den die jetzige Weltordnung gibt, einen anderen Frieden entgegen, den Jesus gibt. Nicht durch Heer und Kraft, nicht durch militärische Gewalt also und physische Stärke, so hörten wir es aus dem Sacharjabuch, sondern durch meinen Geist. Die Welt, die noch bestehende Weltordnung, kann diesen Geist, diese Inspiration, diesen Einfluss nicht annehmen, nicht akzeptieren, weil sie ihn nicht in Betracht zieht, sondern Jesus für erledigt, für einen toten Mann hält. Wer hingegen die Worte, die Gebote Jesu festhält und versucht, sie zu tun, wird erleben, dass Jesus lebt. Der Geist Gottes und Jesu wird uns lehren, wird uns an alles erinnern, was Jesus gesprochen hat, wird uns damit Jesus über den garstigen Graben des historischen Abstands hinweg gegenwärtig machen.

Das ist die frohe Botschaft, die Pfingstbotschaft des Johannes, auf die wir nicht nur zu Pfingsten hoffen, sondern an jedem Sonntag: dass wir in den uralten und höchst fremden Menschenworten der Schrift immer wieder Neues hören, was uns unmittelbar angeht und anspricht, weil der Geist, der Tröster und Mutmacher uns lehrt und an alles erinnert, uns so, trotz all unserer berechtigten Unzufriedenheit, Frieden gibt, ohne uns die verkehrte Weltordnung schön zu reden.

Amen.